

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

165 (20.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Schuß in der Oper

Es war vor bald fünfzig Jahren, am 6. Dezember 1882. Im Theater an der Wien waren alle Vorbereitungen zur Aufführung von Carl Millöfers neuer Operette getroffen. Man verpackte die Partitur, die Kapellmeister dieser Musikbühne war bereits mehrfach mit eigenen Schöpfungen hervorgetreten. Das Publikum hatte die Werke jeweils mit Dank hingegeben; ein großer Schluger war jedoch bislang nicht dabei gewesen. Diesmal nun sollte etwas ganz Besonderes herauskommen. Das ganze musikalische Wien strömte ins Theater, um der Premiere des „Bettlerstudenten“ beizuwohnen.

Millöder selbst ging ein wenig unruhig an die Stille seines Wirkens. Nicht etwa des Ungewissens seines neuen Werkes wegen. Auch sonst konnte er kaum Lampenlichter. Seit zwölf Jahren schwang er in diesem Hause den Taktstock. Viele fremde Musikwerke und auch ein halbes Dutzend eigene hatte er hier einstudiert und mit Erfolg herausgebracht. Eine andere Sache bewegte sein Gemüt. Er hatte an diesem Morgen eine von unbekannter Hand geschriebene Karte erhalten, deren Inhalt ihm zu denken gab. Und diese Karte hatte bereits eine Vorlesung. Eine Frau war im Spiel.

Der Kapellmeister war ein schöner Mann, ein Frauenklingler. Schon einige Wochen vorher hatte er einen Brief bekommen, in dem folgendes geschrieben stand: Großer Meister! Wenn Du das Genie bist, welches die Welt leitet, langem verheiratet, so mußt Du die göttliche Kraft haben, Dich mit dem Götterfluch über die Unmöglichkeit des Scheiterns hinwegzusetzen. Liebe mich, die Dich anbetet, die Dein Bild wie einen Fetisch auf dem Herzen trägt. Du hast für den Ruhm genug getan. Denke an das Recht des Augenblicks. Denke an unsern beiderseitigen Genuß.

Millöder las damals diesem Briefe keine besondere Bedeutung bei. Dergleichen Schreiben von verlebten und aufdringlichen Frauen hatte er schon häufig bekommen. Er hatte sich im stillen darüber gefreut und sich zumeist keine weiteren Gedanken gemacht. So etwas passierte allen Kollegen. Deshalb unterließ er auch, die Adresse der Absenderin festzuhalten. Am Morgen des Premierentages nun war von der gleichen Schwärmerin die neue Karte eingegangen. Sie erhielt folgende Zeilen: „Verliebter! So ziehst Du den eitlen Ruhm der beglückenden Liebe vor? Viel Glück für Deine heutige Premiere! Gib nur acht, daß diese nicht durch irgendeinen unvorhergesehenen Zwischenfall gestört wird.“

Das war immerhin eine Andeutung, die den Kapellmeister ein wenig nachdenklich stimmte. Doch die beunruhigende Anwendung verging bald, als er im Kreise seiner Musiker stand und noch einmal die letzten Bemerkungen gab. Persönliche Dinge, Frauen und Liebesbriefe waren verfallen. Klug und bestimmt leitete der Künstler jetzt das Orchester.

Singerissen durch die originellen Wesen hatte das Publikum dem ersten Akte gelauscht. Entzückt überall. Lang anhaltender Beifall auf allen Plätzen des weiten Raumes. Die Menge jubelte dem Meister zu. Der zweite Akt begann. Das große Liebesduett kam heran. Auge um Ohr haben sich dem Genuße hin. Das war wahrhaftig mehr als Altamant. Es hatte sich gelohnt, in die Aufführung dieser neuen Operette zu gehen.

Während trachtete ein Schuß in die Stille. Mitten hinein in das wirksamste Duett. Gleich darauf ein Schloßen und ein dumpfer Fall in der ersten Loge. Was war geschehen? Da gab es auch schon Ursache. Man sah nach und stellte fest, daß in der betreffenden Loge eine Dame, der das Blut aus einer Brustwunde strömte, tot auf dem Teppich lag. Entsetzt wichen die Zuschauer rechts und links.

Als die Sachliche und die insinuirliche herbeigerufene Polizei die Loge näher untersuchen fanden sie in ihrer zusammengekrampften Hand einen Zettel, auf dem folgende Worte standen: „Carl Millöder, Dich anbetend ich in den Tod.“ — Es war die Dame, die den großen Künstler schon mehrfach um seine Liebe gebetet hatte, von diesem aber nicht beachtet worden war. Sie hatte ihre Drohung wahr gemacht.

Carl Millöder war von dem Vorfall tief erschüttert. Und erst nach langer Zeit war er wieder in der Lage, schmerzhaft lächelnd zu sein und den „Gajaton“ zu schreiben.

Unser großer Jim

Von Selmut Sauri

Wir leben in einem demokratischen Staat, mit anderen Worten, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Jim wollte berühmt werden, und sein Mensch konnte ihm das verüben. Er sah, wenn er die Bilder in den illustrierten Zeitungen und Magazinen durchblätterte, daß es schön sein mußte, berühmt zu sein, einen Namen zu haben, im Mittelpunkt zu stehen. Ja, es mußte schön sein! Denn die Menschen, die in den Zeitungen und Filmwochenblättern gesehrt wurden, machten alle durchaus zufriedene, wenn nicht glückliche Gesichter. Die meisten strahlten wie kleine Sonnen. Wenn Jim sie betrachtete, hellte ein Abglanz von ihnen sein eigenes Gesicht für einen Augenblick auf: so strahlend waren diese kleinen Sonnen, männliche und weibliche. Warum auch nicht? Sie saßen in Strandkörben, blühten jenseitig auf das weite Meer hinaus und waren von einem Kranz von Bewunderern umlagert. Überall, wo sie sich zeigten, wurden sie begrüßt, gefeiert, und gefilmt. Sie saßen in schnittigen Wagen, in Wasserwagen, auf dem Rücken edler Pferde oder fuhren auf Schnellbahnen und in violetten Kurssüßen. Wenn sie ausnahmsweise von ihren frühen Gebrauchsmaschinen mochten, trug man sie im Triumph auf Händen und Schultern: kurz und gut, ihr Weg durchs Leben war wie der Einzug des Neptunus in Neapel. Was immer sie taten und nicht taten, war unheimlich interessant. Ob sie nun heirateten, geschieden wurden, Kinder gebären oder sich bearaben ließen, ob sie tauchten, Kofain schnupften oder Baseball spielten, ob sie Kaugummi fabrizierten, Spritzschmuckgeleiten oder Aktien druckten, alles von der Wiege bis zum Grabe wurde in Wort und Bild gesehrt, denn es war ja ansehend, war ja lehrreich. Wenn sie schwiegen, war man betrübt, wenn sie aber redeten, hielt die Welt den Atem an, und die Briefturke stiegen.

Kein Wunder, daß Jim neidisch werden mußte. Er war nicht nur nicht im geringsten berühmt, sondern noch weniger als unberühmt: eine Null war er, ein Niemand, einer von den Vielzweifeln. Kein Mensch bedurfte seiner. Wenn er schwieg, trauerte belibbe niemand, wenn er aber redete, fand sich sofort irgendeiner, der ihm den Mund stopfte: kein Chef in dem Restaurant, in dem er Lektor war, oder ein Polizist, ein Farmer, ein Stadtwächter, ein Portier oder sonst eine Neptunperson.

Auch in der Liebe wurde — Jim merkte es deutlich — mit zweierlei Maß gemessen. Zwar gab es viele hübsche Mädchen, frische Mädchen, aber nicht für ihn gab es sie. Die hübschen Mädchen waren viel zu eifrig damit beschäftigt, um die kleinen männlichen Sonnen zu schwärmen, als daß sie ihn den annehmen. Jim, die Null, den Niemand, auch nur eines verächtlichen Wides gewürdigt hätten. Jim war fräglich und jung, und eine Zeitlang gab er sich der oberflächlichen Hoffnung hin, daß wenigstens ein einziges von den vielen hübschen Mädchen ihm um seiner Kraft und Jugend willen einmal zu kostenloser Kurswelt einladen würde. Nun, man sagt, daß der Überlaube Verzeihen könne, und das trifft manchmal zu, aber die Moral der hübschen Mädchen kann er nicht erschüttern. So blieb Jim nun übrig, sich mit den anderen zu vergnügen, mit den kleinen, niedrigen, trummigehenden, tonnenprossigen oder gar staubbeimten Mädchen, deren Liebe billig war, oder mit jenen, die sich beim Schwärmen um die männlichen Sonnen ihre Flügel verbrannt hatten.

Er hätte sich damit begnügen sollen, unter Jim. Aber so war er nun einmal, immer wollte er die größten, die lauffähigsten Köpfe aus dem Ruden des Lebens für sich herausziehen. Sein Analid bestand darin, daß er wie ein unartiges Kind sich stets ausgerechnet an jene Tische setzen wollte, auf denen das Tafelchen „Neptunus“ prunkte. Da man ihn aber sehr regelmäßig mit Schmutz und Schande von diesen Tischen vertrieb — denn schließlich war er kein kleiner Junge mehr, sondern ein erwachsener Mensch, der leben gelernt hatte —, so verachtete er nach und nach lieber ganz, verachtete sogar auf die lehrreichen, trummigehenden, staubbeimten Mädchen, deren Liebe billig war, und auch auf

jene, die sich beim Tanz um die männlichen Sonnen ihre Flügel verbrannt hatten. Doch nicht ungefragt verzichtete er. Die gestaute Libido — wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck hier zu gebrauchen — suchte und fand allerlei eigentümliche Ventile. Jim begann die Porträtbildchen erleierender Mädchen, wie er sie den Zigaretten behagend fand, zu sammeln und zu tauschen. Er kaufte ein Album und verwarbte darin sorgfältig Bild um Bild, so wie andere die Photographien ihrer Freundinnen demachen. Nun, waren sie etwa nicht seine Freundinnen, die hübschen, sinnigen Mädchen mit dem „Keop smiling“ auf den Lippen, mit seidenen Wimpern und Augen, die wie Gellatine im Licht funkelten? Doch, sie waren es. Wenn Jim mit Kapitalerlösen ihre Porträts betrachtete, verwandelte sich ihm Schein in Sein. Ihr Lächeln war für ihn und nur für ihn bestimmt, ihre feuchtsimmernden Lippen blühten nach seiner Blicke, und ihre Köpfe, die wie Gellatine funkelten, verdrängten ihm Verze der Seligkeit. Mehr noch als früher blühten Jim in den illustrierten Zeitungen und Magazinen. Denn dort fand er ja die verdammendsten Strandkörbe. Dort fand er auch die schnittigen Wagen und die violetten Kurssüßen, in denen er mit seinen Schönen durch die Welt fahren wollte.

Wer weiß, in welche Bezirke einer pathologischen sexualis das Bild betrachteten unteren Jim noch geführt hätte, wenn ihm nicht eines Tages zwei kleine Dutzend Zeller, die er eben gepulvt hatte, aus der Hand geblieben und in tauend Echerben zerstückelt wären. Der Chef kam, bejaß sich den Schaden und legte mit einer Stimme in der er unterirdisch wie Donner grollte: „Mein lieber Jim!“ Da wußte Jim, daß seine Stunde gekommen hatte. Er verdrückte sich dann nachsicher als Zeitungsvorkäufer, Schußbruder und Fensterreiner. Jedoch mußte er bald erkennen, daß er auch auf den Sprossen einer Fensterleiter nicht zu Ansehen und Berühmtheit empfangen würde. Aber all würde er werden, falls er nicht so völlig vorher von einer Sprosse abrutschte und den Schädel brach. Ein Niemand würde er bleiben und keine einzige von diesen Frauen, nach denen er gierte, würde er je besitzen.

Koste es, was es wolle, dies mußte vermieden werden. Es trat sich damals, daß Jim während einer Zeitmission den Missionar irgendeiner Sekte predigen hörte und von dessen Worten einen tiefen Einbruch erhielt. Als er vollends nach der Predigt den Kerker einer eleganten Wagen befahren und mit einer nicht weniger eleganten Dame davonfahren sah, wurde sein Entschluß gefaßt. Jim ließ sich einen kleinen, aber fürchtbar besitzenden Bart wachsen. Wer von sich möchte deshalb den ersten Sein auf ihn merken. Allerdings — dann ging er weiter. In einer mittleren Stadt sammelte er Anhänger und arbeitslose seinerseits eine Sekte. Er entfaltete bald eine legerreiche Tätigkeit: so strich Jim, um nur die zu erwähnen, seinen Anhängern Käse in die Augen, und sie wurden lebend, wenn sie blind gewesen waren; er wirkte mancherlei Wunder und seines Raumes war kein Ende. Der Schmerz, daß sich unverlebens bei ihm einstellte, war so recht die Verforderung dessen, was er seinen Gläubigen predigte: Gesundheit und unmittelmäßige Erlösung von allem Uebel schon in diesem Leben. Auf sein Schicksal lag Sonne, aus allen Poren quoll ihm förmlich Glück und Prosperität, und die Zeitgenossen, die das „Keop smiling“ erfunden hatten, jubelten voll Dank und Glaube: „Unser großer Jim!“

Alles fiel ihm nun zu, was er sich je gewünscht hatte: ein schnittiger Wagen und herrliche Gedeckstücher. Seine Stimme wurde in der Welt gehört, sein Porträt in den Zeitungen wurde veröffentlicht, seine vorbildliche Lebensgeschichte ging von Mund zu Mund. Auch die hübschen Mädchen umstiegen ihn nun in Hülle und Fülle und sogar ohne Hülle. So ist Jims Geschichte also noch einmal gut abgelaufen für jenen Zeitgenossen. Wie leicht hätte es anders kommen können! Jim dachte nur, wenn er etwa Dramen geschrieben, oder, statt einer Sekte eine Partei gegründet hätte. Auch hätte er leicht zum Luftmörder werden können.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE VON CAYENNE
Tagebuchzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Schnell veracht der letzte Abschnitt unserer Heimreise. Wir passierten den Rote-Sand-Leuchtturm und am 19. Mai 1928 morgens um 6 Uhr saßen wir im Bremer Hafen ein. Stromaufwärts auf der Weser nebt die Fahrt weiter. Doch 6 Stunden heißt es auf dem Schiffe zu bleiben. Eine Ewigkeit dünnt uns diese Zeit. Uns hält es nicht mehr im Schiffsinnen. Wir gehen an Deck und weiden unsere Augen an den herrlichen Landschaftsbildern links und rechts der Weser. Das war unser schönes Vaterland, unsere Heimat. Hier an der Kelling stehen fünf Menschen, die gewaltig der Heimat entzogen worden waren und sieben Jahre in fremder Knechtschaft geschmachtet und gelitten hatten. Nun sind sie frei. Sie rufen der Heimat ein herzlich Willkommen zu. Da draußen in der Ferne, in der Not, in den Drangsalen haben wir sie erst richtig lieben gelernt.

Um 12 1/2 Uhr legt unser Schiff am Kai an. Kurze Zeit darauf betreten wir zum ersten Male wieder nach 7 Jahren der Trennung deutsche Erde, deutschen Boden. Ein Extrazug bringt uns nach dem Hooftbahnhof, wo wir in der großen Auswanderungshalle untergebracht werden. Raum haben wir das Meiste des Zuges verlassen, da umringt uns auch schon eine ganze Schar Pressephotographen und Journalisten. Auch sie fragen uns aus, wollen mehr von uns wissen, als wir in der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung stand, erzählen konnten. Aber gerne kamen wir ihren Wünschen nach.

Trauriger Gang

In Bremen-Stadt fahren wir sofort mit der Elektrischen nach dem Bahnhof, um mit dem nächsten Zuge über Osterholz, Scharnhed, Gesehmünde, Lebe nach Harburg an der Elbe zu fahren. Nicht alle fahren mit mir, nur mein Kamerad Lecardie aus Wiesloch begleitet mich. Die anderen wollten so rasch wie möglich in ihre Heimat. Lecardie und ich besuchten in Harburg die Eltern von König, der noch in Paramaribo im Hospital liegt und die Eltern unseres auf der Flucht gestorbenen Kameraden Walther. Am späten Nachmittag kommen wir in Harburg an. Wir besuchen zuerst die Eltern von Willi und bringen ihnen Nachrichten und Grüße von ihrem Sohn. Die Mutter kann es kaum fassen, was wir alles zu erzählen hatten. Tränen glänzen in ihren Augen. Es sind Tränen der Freude, daß ihr Sohn noch am Leben ist. Bald wird auch er wieder in die Heimat kommen.

Ich gab dann an meine Eltern ein Telegramm auf, sie möchten mit dem Reisezug hierherfahren, damit ich die Heimreise von Harburg aus antreten könne. Doch sie dies tun werden, wußte ich, aber daß dieses Telegramm telegraphisch ankommen würde, hatte ich denn doch nicht gelaßt.

Wir nehmen Abschied von den Eltern unseres Kameraden Willi. Nun kommt ein weiterer, ein harter und schwerer Gang für uns. Zu Walthers Eltern, um ihnen die Nachricht vom Tode ihres Sohnes zu bringen. Ein kleiner Junge zeigt uns die Straße und das Haus. Nur ägernd betreten wir es. Wir stehen an der verschlossenen Glastür und haben nicht den Mut, auf den weißen Klingelknopf zu drücken.

Wenige Augenblicke später wird die Tür geöffnet. Eine Frau mittleren Alters fragt uns mit leiser Stimme nach unserem Begehren. Wir nehmen unsere Reisemäse ab, hängen unsere Namen und beginnen in aller Hast von der Strafkolonie Cayenne und von ihrem Sohne zu erzählen. Die Frau verfährt sich. Mit zitternder Stimme bittet sie uns, näher zu treten. Wir steigen ins Zimmer und erfahren schweren Herzens unseren Bericht. Die volle Wahrheit können wir nicht gleich sagen. Wir erzählen, wir seien von der Strafkolonie geflohen, seien gestern in Bremen angekommen.

Vorjähend fragte die Frau: „Und wo ist mein Sohn, der mit Ihnen geflohen ist?“

„Er ist krank, schwer krank, von all den vielen Strapazen im Urwald“, erwiderte ich ihr.

Die Frau nickt, daß in unseren Reden etwas nicht stimmt. Sie acht die Wahrheit und bittet uns, sie ihr doch zu sagen, und wenn sie noch so schlimm sei. Ich konnte nicht anders. Entschlossen schloß ich unsere Flügel, die furchtbaren Entbehrungen, Drangsalen und Qualen, die wir während der Flucht durchkosten mußten. Berichte vom Malariafieber und dem Hunger, die von uns neun Flüchtlingen drei gute Kameraden, drei treue Freunde wegrißen, die wir im Urwald, unter Palmenblättern beerdigt, zurücklassen mußten.

Ein Schrei entringt sich der Brust der Frau, sie weiß nun die Wahrheit, weiß, daß ihr Sohn einer dieser drei Kameraden ist. Schrecklich war für sie diese Nachricht, furchtbar dieser Schlag des Schicksals. Gebrochen und voll Leid beugte das Mutterherz zu flogen um den verlorenen Sohn, den sie nun nie mehr wieder sehen wird. Auch uns stehen Tränen der Erinnerung und des Mitleids in den Augen, als wir unter tröstenden Worten von der Mutter unseres treuen guten Freundes Abschied nehmen.

Heimat sei gegrüßt

Wir fahren mit der Straßenbahn nach dem Bahnhof, der Zug steht schon bereit, der uns in unsere süddeutsche Heimat bringen soll. In rascher Fahrt nebt es südwärts der Heimat zu. Mehr Stunden später grüßt Mit-Heidelberg, dann sind wir in Wiesloch, wo ich einige Stunden Gast bei den Eltern meines Freundes

Lecardie bin. Alle seine Angehörigen sind am Bahnhof versammelt, um den wieder heimgekehrten Sohn und Bruder zu empfangen. Kaum sind wir im Elternhause, da kommen auch schon alle früheren Bekannten und Schulfameraden, um den Heimkehrer zu begrüßen.

Von meinem Freunde, seinen Bekannten und Verwandten begleitet, nebe ich zum Bahnhof, um nach meiner Heimat weiterzufahren. Ein herzlicher Abschied und dann fesselt sich auch mein Zug in Richtung Karlsruhe-Kastatt in Bewegung. Die letzte Etappe in die Heimat.

Immer näher bringt mich der Bummelzug der Endstation entgegen. Schon ist die badische Landeshaupstadt erreicht, wo ich sofortige Verbindung nach Kastatt habe. Es grüßen die Berge, die Wiesen mit ihrem jungen frischen Grün, die Bäcklein, auf denen munter sich die Gänse und Enten tummeln. Da und dort sind Menschen auf den Feldern, die ihrer Feldarbeit nachgehen, bis das Abendrot über der nahe Kirche zur Ruhe und damit zur Heimkehr ruft.

Ganz anders wird mir zu Rute bei diesem Anblick der heimatischen Hügel, ganz anders schlag mein Herz wie damals vor sieben Jahren, als ich auf demselben Weg die Fahrt ins Ungewisse machte.

Ich fahre aus meinem Sinnen auf. Erblide die ersten Häuser der Stadt Kastatt. Der Zug fährt in die Halle des Bahnhofs. Ich entseize meinem Abteil, stehe auf dem Bahnsteig und schaue umarmen mich meine lieben Geschwister.

Tränen glänzen in den Augen. Tränen der Freude rollen über die Wangen. Wie sind sie alle groß geworden in diesen sieben Jahren.

Nur einer steht still hinter meinem Rücken. Es ist der jüngste meiner Brüder, er zählt erst 12 Jahre. Seine bleichen Hände bedecken sein Gesicht, Tränen um Träne fällt auf den Boden. Kennst mich nicht mehr, das nur von mir gehört.

Vor dem Bahnhofportal steht ein Wagen mit zwei Pferden gespannt. In rascher Fahrt geht es der Heimat, Niederbüsch, an. Hunderte Menschen umfassen die Hauptstraße, um den Landesmann zu begrüßen, der es fertig gebracht, von der Strafkolonie Cayenne zu entkommen.

Herzlich empfangen mich meine lieben Eltern. Große Befehre Freude herrscht im alten stillen Elternhause. Dabei! Dabei! Dabei! bei den langersehnten Lieben! Dabei, wo meine Wiege stand. Wie glücklich sie ich im Kreise meiner Angehörigen.

Wie ein Traum erscheint mir alles. Wie ein böser Traum. Sieben Jahre armenollen Erlebens. Es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Ich war in der Hölle von Afrika, in der Hölle von Guayana. Jetzt bin ich der Heimat wieder gegeben! Der schönen, deutschen Heimat, die ich in der weiten Ferne, in der Not und dem Elend der Gefangenschaft erst richtig lieben gelernt habe. Mein Vaterland, meine Heimat hat mich wieder! Sei gegrüßt!

(Ende)